

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338426](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338426)

Die Puderquaste

Von Sepp Schirpf

Puderquasten sind sehr vornehme, schnip-pische und eitle Dinger. Wie sollte es auch anders sein. Verwöhnt vom ersten schimmernden Fadenzug bis zum letzten Schrei der Mode in Knoten, Band und Schleife stehen sie endlich strahlend und schick ihrer Bestimmung bereit, werden sie nicht wie andere „Waren“ einfach „verpackt“, sondern beziehen, ihrer Würde angemessen, die feinsten Kämmerchen voll Elfenbeinglanz und zierlichsten Farbhauchen. Und einmal treten sie dann ihre Reise in aller Herren Länder an.

So auch gelangte, das Datum läßt sich auf Grund verschiedener Kaufdokumente sowie einer seriösen Tagebuchnotiz genau feststellen, eine besonders hübsche und knalleitliche Puderquaste am 26. März 1939 in den intimsten Bereich der Gisela Schönreich. Was für ein Lebetag war es geworden, als das Quästchen sorgsam aus seinen duftenden Hüllen gelöst, im Toilettenschrein des „gnädigen Fräuleins“ Einzug gehalten.

Soweit wäre alles gut gewesen und Quästchen hätte aller Voraussicht nach bis an sein seeliges Ende die Diva Gisela Schönreich mit rosigem Puder betaut, wenn nicht —

Wenn nicht Gisela an jenem 10. Juli in die stille Seebucht voll glitzernder Bläue aus Flut und Himmel hinausgesegelt wäre. Und als da draußen nach geraumer Siesta Quästchen

eben bemüht werden sollte, geschah das Schreckliche. Starker männlicher Zuruf zerbrach Hauch und Stille um die beiden. Quästchen, das vor Schreck und Empörung in allen Fäserchen bebte, gewahrte nicht den leisen Unwillen im Antlitze der Herrin. Aber stemmte sich schon ein Ungeheuer tiefes und schnaubend an der Bordwand hochlachte wie ein Faun, während es sich mit erhörter Eroberungsgeste die wirren nassen Strähnen aus einer hohen, klaren Stirn strich. Quästchen verkröchte sich vor Grauen in den tröstlichen Puder, und Gisela, statt schreien, — lächelte. Für Quästchen schloß diese Beobachtung der Anfang vom Ende. Und richtig: jener schreckliche Faun blieb für einige Tage unerbittlich an Gisela Schönreichs Seite. Zwar gab er sich nun gestützt ja sogar vornehm und stolz. Außerdem trug er die schöne, weiße Sommeruniform eines Flieger und das zierliche Wehrgehänge eines Offiziers. Eines Tages aber war der stattliche Kavaliere plötzlich verschwunden. Den Abend darauf kehrte Gisela Schönreich ungewohnt früh von ihrem abendlichen Ausgang zurück, verschloß sich mit heftiger Geste in ihr Zimmer und tief erschreckt gewahrte Quästchen wie es plötzlich den schönen Augen entquollen, feinen Rinnsalen durch den Puderstaub hindurch um schließlich langsam zu versiegen. Trotz aller Zerstörung auf dem gequälten Antlitze wurde Quästchen an diesem Tage nicht mehr bemüht. Und auch späterhin nur noch selten. Quästchen aber wußte nun, daß jener Krieger sein Feind sei. Dies war der erste Schlag. Und kurz darauf fiel der zweite. Unvermittelt legte eines Tages plötzlich ein große Erregung in das sonst so stille, vornehme Haus. Giselas Mutter schien völlig auseinander vor Empörung und Verzweiflung. Der Vater nicht weniger; doch zeigte er sich beherrschter. Gisela selbst war nichts, völlig ratlos. Zerstreut und kopflos trug sie von einer gewissen Stunde an Wäschestücke, Kleider und Bücher zusammen, packte sie in große und kleine Koffer. Warf dann alles wieder heraus, ließ es wild und bunt liegen und lief davon. Des Abends endlich kam der Herr des Hauses müde, abgespannt und überglücklich launt von erregenden Geschäften zurück. Auf die nervösen Fragen seiner Frau zuckte er abweisend die Schultern. Erklärte, daß er möglichstes versucht. Leider vergeblich. Gisela ging stumm auf ihr Zimmer. Kurz darauf klopfte es. Ungehaltenen Tons wollte Gisela wissen, wer draußen sei. Der „Wer“ stand

Der elsässischen Jugend

VON FRANZ BÜCHLER, HEIDELBERG

Auf, ihr geliebten Herzen
packt lachend an den Tod!
Welt kündigt in tausend Kerzen
ein neues Morgenrot.
Eisfelder klirrend brechen,
morscher Wald zerschellt,
Frühling braust in hellen Bächen
über die graue Welt.
Wie rauscht das Leben blutend! —
Sturm um die blühende Stirn!
Ein Flammenherz — o Jugend,
tritt dein Gestirn!



Die Arbeitsmaid hilft der elsässischen Bäuerin bei der Tabakernte in der Benfelder Gegend
Aufn.: »Strassburger Neueste Nachrichten«

aber bereits in der Tür und lächelte, lächelte sogar über Gisela hinweg, dem bunten Kram und Wirrwarr auf dem Boden zu. Ehe die Überraschte sich fassen konnte, kniete der Besuch auch schon bei den Siebensachen am Boden, entwirrte sie, bedachtsam jedes Stück zu Gleichem legend, Wäsche zu Wäsche, Bücher zu Bücher. Die Kleider aber wurden behutsam bis auf eines aufgenommen, an die Bügel gehängt und versorgt. Das Schlichteste und Schönste wurde auf Giselas Bett gelegt. Die feine, seidene Wäsche legte Else Weiler, denn sie war der Eindringling, fein säuberlich in die Schubladen zurück. Erst als Else daranging, den kleinsten der Koffer mit spartanischer Sorgfalt zu packen, stelte Giselas verletzte Eitelkeit los.

„Sind Sie verrückt geworden? Was wollen Sie eigentlich — Sie — Sie —“

Die kniende Else jedoch gab sich lediglich eine leichte, überlegene Wendung der Hüfte, schaute mit hellen, runden Augen auf, sagte gelassen:

„Ihnen helfen!“ und als Gisela ihr zornig ins Wort fallen wollte, noch gelassener:

„Sie werden ja sonst doch nicht fertig. Sie nicht und niemand hier im Hause.“

Gisela stampfte auf.

„Das ist — das ist —“

„Kameradschaft!“ lachte Else, „freuen Sie sich, daß Sie die endlich kennenlernen und erleben dürfen —“

Giftig lachte die junge Schönreich auf.

„Kameradschaft — etwa mit Ihresgleichen, mit Bauernputen, Dienstmägden und häuslichen Töchtern? Danke! Vergewaltigung ist das; einen aus Bildung und feiner Lebensart herauszureißen — zu erniedrigen in gemeinsamer Dienstbotenverrichtung — nein, nein und tausendmal nein — eher —“

„Was Sie sich nicht alles zusammenfaseln — aber wir wollen ein Ende machen.“

Sie reichte Else Stück für Stück des Waschzeugs hinüber. Else verstaute es mit flinken und sicheren Handgriffen. Schließlich hielt sie auch die Puderdose in unschlüssiger Hand und — das bebende Quästchen. Mit verächtlicher Geste wollte sie beides schon zur Seite legen, besann sich aber plötzlich, lächelte verschmüht und brachte Quästchen mitsamt seinem Puderkavalier noch recht annehmbar im Gepäck unter.

Es war nun für Else nichts mehr zu tun. In der lichten Stille des sommerabendlichen Raumes standen sich die beiden Mädchen Aug in Aug schweigend gegenüber. Els in ihrer starken natürlichen Schönheit, Gisela voller Anmut, aber in den künstlichen Wol-

ken eines wesenlosen Entrücktseins von Erde, Blut und Leben.

„Gut' Nacht!“ sagte Els, „ich werde Sie morgen zeitig wecken!“ Gleich darauf fiel die Türe behutsam aber bestimmt ins Schloß. Gisela stand noch immer inmitten des Zimmers und spürte, daß sie allein war. Ihr letzter Gedanke vor dem trunken auf sie einbrechenden Schlaf gehörte warm und gläubig dem Fieger.

Noch ehe Els, wie versprochen, am frühen Morgen geklopft, war sie von den blanken Fanfaren der Sonne geweckt. Bald schon erschien sie strahlend, in schlichtem, sportlichen Kleid bei Els in der Küche. Sie ließ sich dort das Frühstück decken und hatte, als ob das immer so gewesen sei, ihr fröhlichstes Wesen mit Els, die mittat ohne Scheu und Zieren. Dann aber mahnte Else an die Zeit. Schnell warf Gisela den hellen Wettermantel über, packte mit munterem Griff das Kofferchen, lachte Else schwesterlich zu, rief „Auf Wiedersehen und Dank!“ und draußen war sie. Aber gleich danach riß sie noch einmal die Türe auf, um Else schnell noch zuzurufen:

„Brief für die Eltern liegt oben auf meinem Zimmer!“

Im Abteil des Zuges war sie lange allein. Ihre Gedanken versuchten Ziel und Zukunft einzukreisen. Aber die blanke stolze Weite des vorüberflutenden Landes zerstob die Gedanken. Da sah sie ferne einen Bauern hinter Gaul und blitzender Pflugschar über den Acker gehen. Gebeugten Rückens, kraftvoll hingegeben der Härte und dem Heil seines Werkes. Priesterlich schien ihr dies wuchtige Schreiten über die Scholle. Wie eine stille Gewalt übernahm sie die Ehrfurcht vor diesem Bilde. Aber da tauchten im Rahmen der Fenster plötzlich die Fördertürme eines Bergwerks auf, flankiert von den dunklen Kegeln der Schutthalden. Und irgend etwas zwang sie an die Männer zu denken, die dort unten im kargen Schein der Grubenlampen den Stoff förderten, der so nötig war, wie Wiese, Blume, Acker, Pflug, Pferd und Bauer. So wichtig und so notwendig auch wie — sie — Gisela Schönreich?

Da stoppt der Zug; hält. Gisela rafft Gepäck und Mantel auf; steigt eilig aus. Der Bahnsteig ist von jungen fröhlichen Mädchen überflutet. Beim Anblick dieses schwirrenden, lachenden und wuseligen Schwarms überfällt Gisela plötzlich wieder der alte Hochmut. Sie sondert sich sofort und geflissentlich wieder ab. Da fällt eine kräftige, volle und schöne Frauenstimme über den Bahnsteig hin:

„Hierher die Maiden!“
Gisela rührt sich nicht.

„Vermutlich gehören Sie auch dazu!“ Hinaus und blank fällt sie der Anruf der Führerin an. Härter und blanker noch deren Blick. Unter dem Zwang dieser Augen setzt sich Gisela wortlos in Bewegung. Marschiert kurz darauf im Glied, das straffer ist, als sich vermuthen ließe. Neben ihr ein munteres Ding, das aus dem schelmischen Trällern heraus zu singen beginnt. Je heller die Stimmen der andern werden, desto fallender, das Lied Vers um Vers im Übermaß verlängern, um so verschlossener preßt sich Gisela Schönreich ihre Lippen.

„Hat dir jemand den Mund vernäht?!“

Von rechts kam das Lachen gerät plötzlich in den Gesang. Es zwitschert. Für Gisela er dunkle Qual.

Endlich aber ist man da. In einer weiten Waldschneise stehen dicht aneinander gereiht und in ein schönes Geviert gefügt, mehrere helle Häuschen. Weiß und blumenbestäubt die Fenster. Beete und zartgrüne Rasenplätze im weiten Raum vor den Baracken. Zum Höhepunkt der hohe Mast mit sieghaft wehender Flagge. Golden gleißt die Ähre im Tuch.

Durch die ersten Tage und Nächte quälte sich Gisela in bitterem Trotz. Aber heller wurde, stärker ist die Gemeinschaft. Sie schmeckt wie der Baum den Stein, diesen Trotz gegen sich in sich hinein.

Da in diesen Tagen der Krieg mit Pöbel ausgebrochen, die Männer der umliegenden Dörfer Pflug und Sense stehenließen, um den Waffen zu greifen, konnte im Lager nicht mehr lange gefackelt werden. Die Maiden erhielten ihre Einsatzbefehle und Stahlrohre. Der härteste dieser Befehle wurde Gisela Schönreich zugebracht. Als sie an ihrem Bestimmungsort ankam, schrie das Tagewerk einer zehnköpfigen Bauernfamilie nach ihr. Sie mußte, ob sie wollte oder nicht, in die Tagewerk hineinknien mit aller Kraft und allem Vermögen, das ihr zu Gebote stand. In stummer Verzweiflung stürzte sie sich in die Arbeit, die von ihr gefordert wurde, ohne Rücksicht und Schonung; dem harten Gesand der Stunde verfallen. Sie fegte, wusch, scherte, betreute die Kinder sowie das ganze Kleingetier des Hofes. Die gepflegten Hühner splissen sich blutig und stumpf. Die seldenen Haare verloren in Schweiß und nachlässiger Behandlung Glanz und Fall. Den feinen Teufel des Gesichtes zerbrannte die Sonne zu gelber Röte und dunkler Bronze. Sie achtete kaum. Aber es gelang auch der drolligsten und treuherzigsten Kindergebärde nicht, auch nur ein einziges Mal den flüchtigen Schein eines Lächelns zu entlocken. Eines Tages stand dann doch überraschend die Führerin da, die Gisela damals so hart gelassen. Eine begleitende Kameradin trat sich schüchtern beiseite. Und wieder trat sich Gisela im Bann der großen, schönen

Junges Blut

Max Rothfuß

Heinrich Siegfried Wöhrlin



Wir lie-ben nicht das trä-ge Blut, das
ist nicht unsre Wei-se, Wir
sind nach al-ter De-gen Brauch am
liebsten auf der Rei-se, wir
sind nach al-ter De-gen Brauch am
lieb-sten auf der Rei-se.

Wir gehen einem tollen Strauß
Nicht gerne aus dem Wege,
Und wo es stäubt und Siebe setzt,
Da sind wir richtig rege.

Und wo ein roter Mund uns lacht,
Sind wir nicht minder schnelle:
Da ist der wildeste Kumpan
Der artigste Geselle.

über die vom Töpfchen noch leicht beringten,
strammen Sitzhügel geheht. Es war grausam.
So grausam, daß sogar Gisela einen Augen-
blick lang davon betroffen war. Für Maid und
Säugling aber war das, was Gisela einen
Herzschlag lang als Entweihung empfunden,
die fröhlichste und natürlichste Selbstver-
ständlichkeit; ein kraftvoll seliges Bild holde-
ster Lebensfreude.

Nachdem endlich die Maidenmutter und
der kleine Hoferbe genügsam begrüßt, konnte
sich's Gisela nicht verkneifen, auch Quäst-
chen die Freude des Wiedersehens zu berei-
ten.

„Ja, Quästchen“, hörten die beiden Gisela
plötzlich sagen, „wir beide mußten durch
harte Schule gehen. Aber wir sind nun beide
frei geworden zur schönsten Bestimmung und
Erfüllung, die uns überhaupt werden kann.“
Und leiser, viel leiser noch: „An meinem
Kindlein soll sichs einst erweisen, wieviel
tüchtiger und froher wir beide geworden.“

quellblanken Augen. Es war nun keine Härte
in ihnen, sondern ein so fraulich helles und
warmes Glänzen, daß Gisela, betroffen vor
Stolz und innerem Jubel, den Kopf senkte.

Die Bäuerin ließ es sich nicht nehmen,
einen festlichen Kaffee zu kochen. Und als
der unter fröhlichem und ernstem Bericht
getrunken, hieß es Abschied nehmen. Die
Kinderhändchen klammerten sich an Giselas
Kleid fest und waren kaum von ihr wegzu-
bringen. Die resolute Kommandostimme der
Führerin aber gebot endlich Stille und brachte
die Kinder durch eine drollige Standrede zur
Vernunft.

Ins Lager zurückgekehrt, erlebte Gisela
eine doppelte Überraschung. Quästchen und
Puder waren spurlos verschwunden. Dann
war ein Brief da. Diesen jedoch beachtete sie
überhaupt nicht. Forschte einzig und allein
nach Quästchen, erst freundlich, dann immer
bestimmter und ungehaltener und schließlich
mit solcher Entschiedenheit, daß den betref-
fenden Schelminnen ihr Streich schier leid tat.
Doch hielten die Maiden dicht. Gisela zuckte
endlich verächtlich die Schultern und griff
nach dem Brief. Er war von Rolph, dem Flie-
ger.

Lange saß Gisela über diesem Brief, und als
sie sich erhob, war sie eine gänzlich andere
geworden; ganz frei und jung wie ihr Flie-
ger, der nun seines Volkes Schicksal in den
Lüften zwang. Da sie nun plötzlich wußte, daß
nur diejenigen das Schicksal meisterten, die
jungen und freien Herzens ihre Kraft hin-
gaben, versank alles, was ihr bisher gültiger
Wert war, ins Wesenlose. — So auch —
Quästchen.

Nachdem Gisela einige Tage leichten In-
nendienst versehen, wurde sie zur Beglei-
tung der Führerin befohlen, die den Außen-
dienst kontrollierte.

Bei einem einsamen Gehöft stiegen sie ab,
stellten die Räder an das Scheunentor. Die
Führerin ging voran, klopfte an irgendeiner
Tür, öffnete. Das erste, was Gisela über die
Schultern der Führerin hinweg in der Bau-
ernstube erblickte, war — Quästchen. Von
einer Maidenhand emporgehoben, glänzte es
für einen Augenblick in der mächtig einflu-
tenden Morgensonne. Es fiel kein Gruß und
kein Wort und keiner der beiden Eindring-
linge wagte auch nur einen weiteren Schritt
in die Stube zu tun. In atemloser Spannung
verhielten sie vor dem Bilde, das sich bot.
Auf dem blanken Bauertisch in schnee-
weißem Kissen lag bäuchlings ein fröhlich
quietschender und strampelnder Säugling.
Die beiden Apfelbäckchen unter dem Rücken
prangten frisch und rosig.

Nun aber geschah das Unerhörte. Quäst-
chen, das nur edlen Dienst am Antlit der Her-
rin erlebt, wurde derb und ohne Federlesens

Das Goldene Vlies des Kirchenrats

Eine Anekdote von Wilhelm Schäfer

Als die Äpfel des Jahres 1809 im badischen Land reif wurden, bekam es Johann Peter Hebel arg mit dem Herzen zu tun, obwohl der Fünfziger eigentlich über die Jahre der Liebe hinaus und als Kirchenrat nicht in den Umständen war, sich für eine Schauspielerin zu entflammen. Aber die berühmte und schöne Frau Henriette Hendel, durch ihr Gastspiel die Karlsruher entzückend, wollte an einem Deklamationsabend einige seiner alemannischen Gedichte vortragen und kam dem Kirchenrat ins Haus, die richtige Aussprache zu lernen.

Für ihren angekündigten Besuch hatte Johann Peter Hebel in seiner Junggesellenhöhle Ordnung gemacht, soweit es möglich war; die sonst herumschweifenden Bücher standen in Reih und Glied, und ein Asternstrauß ließ seine Herbstfarben leuchten, die verehrte Frau willkommen zu heißen.

So bringt Ihr mir das Goldene Vlies ins Haus! sagte er seinen Trinkspruch und bot ihr einen Wein vom Kaiserstuhl dar; aber die Frau mit geschürzten Lippen nippte nur an dem Glas: Wie könnte ich Euch etwas wiederbringen, das Ihr nicht verloren habt? wehrte sie ab. Und als der Kirchenrat nicht sehr weise in ihre warmen Bernsteinaugen sah, erklärte sie ihm, was sie meinte: Die Arglist der Argonauten hätte das Goldene Vlies zwar nach Kolchis rauben, aber den Griechen die verlorene Einfalt nicht heimbringen können, die es bedeutete; weil die Einfalt, einmal verloren, für immer verloren sei. Was also soll Euch Medea? schelmte sie noch und reichte dem verdutzten Kirchenrat ihre beiden Hände hin.

Als es danach zu dem Unterricht kam, ging Johann Peter Hebel das Herz auf, so innig hatte sich die berühmte Frau in seine Dichtungen eingelesen und so ungebrochen strömte der Wohllaut ihrer Stimme in die alemannische Sprachform ein; weil seine Verse — so scherzte sie noch einmal — aus der Heimat des Goldenen Vlieses kämen! Wenn es dem Kirchenrat nur um die Unterweisung gegangen wäre, hätte er seinen Unterricht bald einstellen können. Um der Schülerin willen war er gleichwohl zwei Stunden lang fleißiger als je im Gymnasium, und als er noch eine weitere Stunde mit der herrlichen Frau verplaudert hatte, ehe sie Abschied nahm, schlen dem Dichter mehr als ihr Duft in der Stube geblieben.

Am Abend, als der Hof und die Karlsruher Bürgerschaft um die hohe Kunst der Frau

Hendel versammelt waren, als sich der Großherzog mit mehreren Fürsten seinem Vater und den Fremden zeigte, saß der Kirchenrat in einer der vordersten Reihen; und wie Theater vordem konnte die holde Zauberin keinen aufmerksameren Zuhörer haben als ihn, der sie diesmal nicht in einer fremden Gestalt auf der Bühne sah, sondern sie selbst stand im Saal, ihm vertraut seit dem Morgen.

Sie deklamierte zuerst andere Dinge als dem Reiche der Medea, düster und groß, da der Beifall sich kaum in den Saal wagte. Darum, als nach wildem Kampf und gramvoller Klage Johann Peter Hebel zu Wort kam und die alemannischen Heimatlaute erklangen, war alles vorher wie der Garten durch einen Gebirgswald gewesen mit schwarzen Tannen und rotem Gestein; nun aber öffnete sich eine grüne Waldwiese mit hellem Gebächel darin, und die Säume des Gebirges hingen blaue Schatten herüber.

Zuletzt sprach sie den schelmischen Satz vom „Hans und Verene“ und der Beifall brach wie ein Strich Feldhühner aus, immer neuem auffugend, wenn er sich niederzulassen schien. Da half der frohen Frau Hendel keine Verneigung, kein Lächeln und keine Dankesbezeugung der Hände: sie mußte das Gedicht wiederholen, um noch helleren Beifall zu ernten. Denn nun wollte der alemannische Stolz danken, daß die Sprache der Heimat den Zugang zur hohen Dichtung gefunden hatte, wo sie kein Aschenbrödel mehr war, sondern die froh begrüßte Prinzessin.

Soweit klatschte Johann Peter Hebel mit, obwohl es ihm mit seinem Goldenen Vlies kurios zumut war. Dann hätte nach dem Titel eine Szene aus Macbeth den Beschämten machen sollen; aber die Künstlerin konnte aus dem fröhlichen Beifall nicht mehr in tragische Dunkel zurück. Sie kündigte stattdessen den „verliebten Hauensteiner“ an ein Gedicht, das noch nicht im Buch stand, doch manchem schon bekannt sein mochte, denn sie begrüßten es jubelnd.

Als es dann im siebten und letzten Verse mit lustigem Spott hätte heißen sollen: „Geheide meinscht, i sag der wer? s'isch es Sie, s'isch kei Erl!“ trat die Künstlerin mit einem spitzbübischen Lächeln vor und versprach scheinbar: s'isch kei Sie, es isch en Erl. Sie zeigte, daß jeder wußte, wer mit der Verwechslung gemeint war, dreist auf dem Kirchenrat.

Da war es freilich mit der Deklamation am Ende. War der Beifall vorher wie ein

gehender Strich Feldhühner gewesen, so brach er nun auf den bestürzten Johann Peter Hebel wie ein Hagelschauer nieder, die Halme und Blätter seiner Bescheidenheit knickend. Schließlich standen die meisten im Saal klatschend und Beifall rufend, auch der Großherzog bewegte die Hände. Der Kirchenrat mußte aufstehen und sich verneigen, bis ein schelmisches Dankeswort der Künstlerin an ihren Freund Hebel den Beifall auf sie zurückkrafte und danach der deklamatorische Abend der Henriette Hendel in einen fröhlichen Aufbruch übergang.

Als der Hof sich entfernt hatte und seine Freunde den gleichsam auf die Bretter geratenen Kirchenrat umdrängten, hätte Johann Peter Hebel eher die Zunge herausstrecken als ihre Worte anhören können. Er warf sich wie ein Schwimmer durch den Strudel der Hände hindurch und entwich über die Treppe hinauf in das Künstlerzimmer, wo er Frau Hendel fand, blühend vor Glück und Übermut. Als das warme Frauenwesen die Arme hob, stürzte er blindlings hinein und wußte, daß es dreimal mehr als Dank war, was er ihr mit seiner stürmischen Umarmung zollte, daß er für einen Augenblick das Glück in den Armen hielt, davon nach seinen eigenen Worten die Geister „im verborgenen Stübli“ gesungen hatten. Medea hatte ihm doch das Goldene Vlies gebracht.

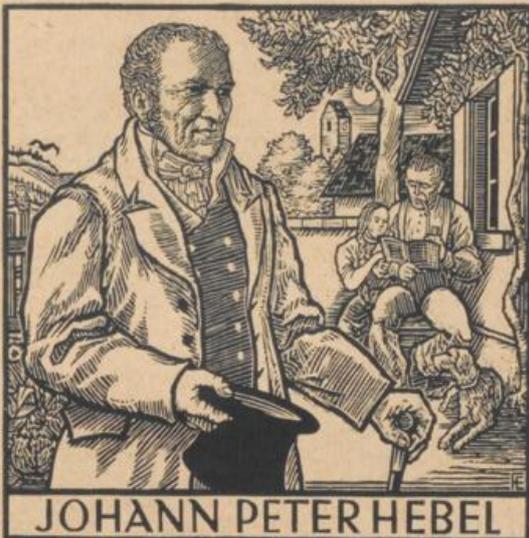
Nachher war zu Ehren der berühmten Frau Hendel eine Abendgesellschaft vorbereitet worden, an der Johann Peter Hebel als einer unter andern Verehrern hätte teilnehmen sollen; aber nun war er mit in ihren Ruhm hineingeraten, und keiner konnte ihm die Ehre streitig machen, neben der Zauberin seines schönsten Tages als ihr Tischherr dazusitzen.

Wie wenn er bis zu diesem Tag eine Larve gewesen wäre, daraus nun der Schmetterling ausschlüpfen wollte, so war es dem Kirchenrat an der Seite des blühenden Frauenwesens zumut, das ihm am Herzen gelegen hatte wie Medea Jason am Herzen lag. Denn was der erfahrenen Schauspielerin nur eine übermütige Wallung gewesen sein mochte, hatte in seinem Junggesellentum die versäumte Tür der Leidenschaft aufgerissen; und er wollte nicht nur für einen betörenden Augenblick in ihre geöffneten Arme gesunken sein. Wie Jason das Goldene Vlies durch Medea errang, so sollte Frau Hendel ihn aus dem Karlsruher Alltag hinaus in den Raum der großen Kunst bringen, wo er nicht mehr Kirchenrat war, seinen Lebenstag in der Enge unzuträglicher Ämter verrinnen zu lassen.

Daß seine Nachbarin eben dies mit ihrem Spruch vom Goldenen Vlies gemeint haben könnte, das wollte Johann Peter Hebel so kleinlaut machen, wie er hochgemut gewo-

sen war. Während er den Kopf senken mußte, rief die schöne Frau Hendel aber schon wieder neuen Jubel herauf, indem sie mit ihrer Glockenstimme das Rigilied sang; denn sie sang es schwyzerdütsch und mit aller Schelmerei, als ob sie nicht die modische Frau, sondern ein Schweizer Meitschi wäre.

Ob sie vielleicht droben gewesen sei, auf dem Rigiberg? fragte der Kirchenrat, und es war Eifersucht auf alle, die ihr zujubelten, während ihm das Goldene Vlies seine erste Tücke gezeigt hatte. Und als sie die Frage übermütig zurückwarf, gab er ihr und allen,



Nach einem Holzschnitt von E. Feuerstein

die zuhörten, seine mißglückte Rigireise preis.

Der Kirchenrat habe vor einigen Jahren geglaubt, sich den Jugendtraum einer Rigifahrt erfüllen zu können. Damit ihm auf der Heimreise nicht das an der Barschaft fehle, was er auf der Hinreise zuviel ausgegeben hätte, habe er seine Gulden treulich geteilt, in die rechte und linke Westentasche je zwanzig, und die Gulden in der rechten Westentasche mußten für die Hinreise reichen. Es sei auch alles nach Wunsch gegangen, und am fünften Abend habe der Berg über dem Zuger See dagestanden, schattenblau gegen Osten und rötlich belichtet von Westen, als Wachturm gleichsam vor dem weißen Alpengebäude. Zu seiner berühmten Aussicht hinauf und wieder hinab wäre noch eine Tagfahrt gewesen. Da habe sein Finger gefühlt, daß die rechte Westentasche leer war, und er habe umkehren müssen, ohne auf den Sehnsuchtsberg seiner Jugend gekommen zu sein. Und der Böse müsse seine Hände in den Westentaschen gehabt haben; denn als er wieder in Karlsruhe eingelaufen sei, ver-

drießlich genug an seiner mißglückten Rigi-
fahrt, wären in der linken Westentasche genau
die vier Gulden übrig gewesen, die ihm in
der rechten Westentasche gefehlt hätten.

Armer Kirchenrat! sagte die schöne Frau
Hendel in das Gelächter der andern hinein;
und als sie ihm ihr Gesicht zuwandte, war
der Schalk vieler Fragen darin.

Die anderen Festler waren gleich eifrig
dabei, ihre Fröhlichkeit an die mißglückte
Rigireise zu hängen, und das gewohnte Ge-
spässel begann, dem freilich zuerst noch der
Kirchenrat fehlte. Aber die Hand konnte nicht
für immer auf der seinen liegenbleiben, so
ewig der Augenblick dauerte. Als ihm, von
den Genossen listig gesandt, die Aufwärterin
seine Pfeife brachte, wurde Johann Peter
Hebel wieder der Kalendermann, den sie
kannten. Er erzählte Schalkgeschichten vom
Zundelfrieder und Zirkelschmied; und die
seinen Galgenhumor sahen, mußten meinen,
der Kirchenrat säße im Behagen seiner
selber neben der schönen Nachbarin da, die
derart noch einmal Unterricht in der aleman-
nischen Sprache nähme.

Es war ihm aber seit seiner Jugend kaum
je so zum Heulen gewesen, weil das große
Glück, das er schon in den Armen gehalten
hatte, sich so unaufhaltsam davon machte,
wie es gekommen war.

So prahlte er weiter vor ihr mit seinem
Wirtshausgehabe, trank mehr als sonst und
gab seiner Nachbarin recht ein Bild, wie sich
der Kirchenrat Hebel in Karlsruhe vergnügte.
Weil aber unter diesem Gehabe der Jammer
saß, daß er die Aussichtslosigkeit sah — denn
schließlich konnte er weder die geschiedene
Frau Hendel in seinen kirchenämtlichen All-
tag holen, noch mit ihr romantischerweise
auf Gastspielreisen gehen — weil das Gehabe
nicht zu seinem Jammer und noch weniger
zu seinem Alltag paßte: so kam der Augen-
blick, daß sich Johann Peter Hebel seines
Zustandes schämte.

Die gelbe Standuhr in der Ecke hatte gerade
zwölf geschlagen, als der Augenblick da war.
Angeblich, weil er die längst leer gerauchte
Pfeife ausklopfen mußte, in Wirklichkeit, weil
er die kühle Nacht um seine Schläfen fühlen
und vielleicht einen Stern erhaschen wollte,
stand er auf, an eines der hinteren Fenster
zu kommen, die, wie er wußte, gegen den
Garten gingen.

Das vermeintliche Fenster indessen, als er
es hastig öffnete, war eine Balkontür, daran
überdies der Balkon noch fehlte, und es ging
nicht nach innen, sondern nach außen auf,
so daß er im besten Begriff war, sich hinaus-
zustürzen. So sehr es ihm danach zu Mut
war, so wenig standen Johann Peter Hebel
selbstmörderische Absichten an. Ein Griff an
den Türrand hielt ihn für einen Augenblick

über dem schwarzen Loch in der Schwel-
wobei ihm seine schwere Leiblichkeit zuste-
ten kam, wenschon sein Kopf auch nicht
mehr leicht wog; so daß der hinzuspringende
Adjunkt ihn noch an den Beinen ergreift
und in den Raum zurückziehen konnte. O
wohl ihn das rettete, war es für eine
Kirchenrat eine eigentümliche Lebenslage,
den Beinen ins Zimmer geschleift zu werden
auch der Schrecken befreite den Anblick nicht
von seiner Lächerlichkeit.

Immerhin hätte Frau Hendel nicht lachen
sollen; aber sie hatte, von der Aussprache
eines Verehrers bedrängt, nichts von dem
Vorfall bemerkt, als daß der Adjunkt
eigenhändig mit seinem Meister umging. Sie
legte sich zwar selber die Hand auf den
Mund, als sie des Dinges in seinem Umfang
gewahr wurde; aber das Lachen war in dem
Raum geronnen und ging nicht aus den Ohren
des Kirchenrats fort, als er auf einen Stuhl
gesetzt war, von seinen Freunden umringelt
und um der Rettung willen beglückwünscht.

Bis die Frau mit fragenden Augen da-
kam, hatte das Lachen bereits seine Wirkung
getan. Johann Peter Hebel sah die große Ge-
stalt, vom Kerzenlicht des Kronleuchters um-
säumt, in der blauen Tabaksluft so fern da-
stehen, wie der Berg seiner Jugendsehnsucht
über dem Zuger See stand, als sein Finger
die rechte Westentasche leer fühlte.

Scherben bedeuten Glück! Was ist nun das
fragte er gelassen und hielt ihr die Pfeife hin,
die bei dem Sturz heilgeblieben war. Und
als sie den Kalendermann ungewiß ansah,
hatte der seinen Humor wieder zur Hand,
er mit völligem Ernst: Das Goldene Vlies des
Kirchenrats! sagte.

Schön ist ein Pflug, ein blanker
Der brachen Boden teilt,
Schön ist ein alter Anker,
Der, fest an seiner Stelle,
Vor Isteins querer Schwelle
Durch die empörte Schnelle
Das Schiff zum Ziele seilt

Hermann Burte

Zu dem nebenstehenden von ihm gemalten Bild
„Anker am Rhein“